



Die deutsche Romantik

Jaspert, Reinhard

Berlin, 1949

Einleitung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80777](#)

VON DER GROSSE DER DEUTSCHEN ROMANTIK

EINFÜHRUNG

Mondschein und Giebeldächer
In einer deutschen Stadt —
Ich weiß nicht, warum der Anblick
Mich stets ergriffen hat.

Prinz Emil von Schönaih-Carolath

I

Die Vorstellung von der deutschen Romantik ist bei vielen auch heute noch vage. Es ist im allgemeinen eine Stimmungsvorstellung von zerfallenen Burgen am Rhein und an der Saale im Mondschein, von jungen wandernden Gesellen mit Rucksack und Laute, von einsamen Mühlen in waldigen Tälern, mit Räderrauschen und Nachtigallengesang. Man hat dabei einige Bildeindrücke im Auge, so vor allem von Moritz von Schwind oder auch nach der humoristischen Seite des „Biedermeier“ von Karl Spitzweg, von ihren kaktusbegießenden Rentnern mit Troddelmütze, Stadtmusikanten und schlafirgen Wachtsoldaten aus der „guten alten Zeit“.

Daß diese Teileindrücke verbunden mit Klängen deutscher Volkslieder den Sinn der Romantik keineswegs erschöpfen, braucht nicht betont zu werden. Die deutsche Romantik ist ausgesprochene Gegenbewegung gegen jahrhundertelangen Zopf und kleinbürgerlichen Durchschnittsrationalismus. Sie ist ein Ausdruck des aufbrechenden Gefüls, das endlich die Natur nicht nur als Erscheinung entdeckte, sondern tiefer, faustischer das gewaltige Irrationale ahnte, das dämonisch das ganze Leben durchströmt und bis dahin kaum gewußt war.

So griff dieses Naturgefühl schwärmerisch und magisch in das geistige Denken und formte es neu. Aber es fiel nicht vom Himmel wie ein Meteor, sondern es wurde langsam — lange schon angekündigt. Sehen wir, wie es nach und nach entstand: Die Menschheit denkt in Intervallen. Ein religiöser Mensch würde sagen: Gott, als der Spiritus rector aller Entwicklung, verteilt Gaben und Aufgaben auf die einzelnen Phasen seiner Menschschöpfung. Zunächst war der Antike vorbehalten, sich im engen Umkreis ihres Daseinsraumes zurechtzufinden, in diesem Raum ein ihr angepaßtes, staatliches Leben zu begründen und es durch eine Mythologie zu beseelen, die wiederum diesem staatlichen Leben entsprach. Sie grenzte sich selbst von den megalithischen Anschauungsformen des Orients ab und vermenschlichte ihre Lebensform unter der ästhetisch-ethischen Norm der „Kalokagathie“. Das war Widerspiegelung eines ausgeglichenen gemäßigten Klimas, dem das Streben nach dem schönen Maß, der Mesotes von Freiheit und Notwendigkeit entsprach. Dem hellenischen Geist war der „Mensch das Maß aller Dinge“ und ihr eigentlicher Zweck. Auf den Menschen war alles bezogen und seine Aufgabe war das: *Tη γροει ζην*: naturgemäß leben. Innerhalb dieses Lebensraumes konnten die Hellenen einen guten Teil ihrer zweckbezogenen Harmonie erreichen. Über diesem Raum walteten Götter in einer wunderbar abgestuften Hierarchie der Kräfte. Auch sie waren Naturmächte, aber zugleich verschönt und geadelt durch das menschliche Ideal, das sich die Griechen schon früh gebildet hatten.

Das Christentum, das die reifgewordene Antike ablöste, stammt aus dem bilderfeindlichen und zugleich naturfremden Orient. Ihm ging es um die bisher zu kurz gekommene Seele, die, müde des alten Spiels mit längst überlebten Naturgöttern den „unbekannten Gott“ hinter den

Erscheinungen suchte, dem Paulus in Athen einen Tempel geweiht fand. An die Stelle des kurzen und problematischen „Hier“ setzte es das sehnstsvolle „Dort“ und verbannte demzufolge die gesamten alten Vielgötter in die Unterwelt seiner „Hölle“ samt all ihren allzu menschlichen Lüsten und Leidenschaften. Dem Christentum war der Mensch keine wenn auch noch so hoch entwickelte Tierart, sondern per se ein Demiurgos zwischen dem naturgebundenen Reich der niederen Lebewesen und Gott, dessen Mittler herabgekommen war, um den Menschen zum „Vater“ zurückzuführen. Das Christentum kam nicht aus heiterem Himmel. Es war lange vorbereitet durch die Müdigkeit der alten Welt, und der alexandrinische Philosoph Plotin nannte schon ganz prächristlich den Leib „das Grab der Seele“.

Aus den Göttern, auch den nordischen, wurden Dämonen, Spuk- und Poltergeister.

Über anderthalb Jahrtausende nährte sich der christliche Geist nur von Lehrmeinungen und Dogmenkämpfen; die christliche Kunst übertrug den Madonnenkult auf den Dienst der Minne. Hierin steckt schon die gleiche frühe Romantik wie in den ins Unendliche strebenden gotischen Kathedralen, deren Schönheit dann der Tagverkünder der deutschen Romantik, der jungverstorbene Wackenroder, am Ende des 18. Jahrhunderts wiederentdeckte.

Und dieser Zug zum Fernen, Unbegreiflichen, Wunderbaren lebt auch in dem Zusammstoß der christlichen Welt mit dem Mauren- und Sarazentum. In ihm wird jenes Rittertum geboren, das die epischen Sagenkreise des frühen Mittelalters schuf (den Karls-Kreis und den Artus-Kreis). In ihm spielt die Frau Aventiure die Hauptrolle, und mit ihr der unendliche Wald mit seinem einspinnenden Zauber. Aber das Rittertum, das noch die Kreuzzüge befruchtete und in ihnen Triumph feierte, verkam, die Burgen verfielen, und der helle tätige Taggeist der Städte trat an ihre Stelle, jedoch noch lange verbunden mit Reisen ins nahe und ferne Ausland, das durch die bunten „Kirchen- und Butzenscheiben“ der mittelalterlichen Städte herein schimmerte. Und Fernen-Sehnsuchs- und Abenteuerdrang trieb die kühnen Seefahrer des späten Mittelalters über die „Solte See“ und brachte Kolumbus, Amerigo Vespucci und Marco Polo zur Entdeckung bisher unbekannter Länder und eines fremden Kontinents.

Da gediehen Utopien von einem „Dorado“, von fabelhaften Reichen, von Riesen, Zwergen und Ungetümen und erbten sich fort bis zu den Gullivermärchen Jonathan Swifts. Diesem Fernenzug der Konquistadoren gegenüber engte sich das Leben der mittelalterlichen Städte auf die nächste Umgebung des Alltags ein. In dieser Abgeschlossenheit und Eingeschränktheit auf Markt, Wirtshaus, Kirche und Klöster versauerte jede Romantik. Das ist die scholastische Welt Thomas von Aquinos, die Welt des Magiers Nostradamus, die Welt Fausts, des unbefriedigten Schürfers und Suchers nach dem „Stein der Weisen“. Sehnsucht nach innerer Erlösung stieß an die starren Dogmen der Kirche.

Es war schon viel, daß ein paar deutsche Maler des 16. Jahrhunderts, wie Albrecht Alt dorfer, Albrecht Dürer und Lucas Cranach erstes unmittelbares Empfinden dafür hatten, daß die Natur nicht nur Staffage für religiöse Motive, sondern ein „Ding an sich“ sei, wovon Dürers Zeichnungen die besten Beweise sind.

Aus dieser gotischen „Enge“ schlug Luther die Bresche. Er fühlte die dogmatische Weltentfremdung der Scholastik und appellierte an das unmittelbare Gefühl. Damit machte er dem einzelnen den Weg zu Gott frei.

Natürlich zwang diese Scheidung der Geister zu einem Kampf der Konfessionen, der bald nach Luthers Tode einsetzte und sich nach zwei Menschenaltern zu dem dreißigjährigen furchtbaren politischen Machtkrieg zwischen Norden und Süden erweiterte. Aber der Krieg versackte. Er brachte nur einen Kompromiß und eine Spaltung des Abendlandes. Nach seinem Ende ver-

sank Deutschland in Not und Armut. Ein dürrer Rationalismus schlug bald alles freiere Geistesleben in enge Bande. Er verknöcherte die Seelen, und der Zopf bezopfter und bebrillter Magister regierte bis in das 18. Fürstenjahrhundert trotz eines universalen Geistes wie Leibniz.

Fruchtbarer als in Deutschland wurde die Glaubens- und Denkfreiheit in den nördlichen Niederlanden, in und nach ihrem mutigen Befreiungskampf von Spanien. Sie wurden in ihrem engen Bezirk die Schöpfer des Intérieurs, des Blumen- und Tierstillebens (Potter) und der Landschaft. Schon vorher hatten sie den Ruhm, in „Reinke Vos“ das erste Tierepos in flämischer Sprache geschaffen zu haben. Sie sind die Initiatoren der modernen Malerei, gipfeln in dem großartigen Helldunkelmaler der nordischen Seele, Rembrandt. Die Holländer führte ihr gesunder Wirklichkeitssinn zur Natur, die sie umgab, und sie wiederum steigerte ihr Lichtempfinden und ihren Kolorismus zu solchen luminösen Leistungen wie den Fluß- und Nebelbildern Jan van Goyens, den ersten Landschaften norwegischer Gebirgsnatur von Allart van Everdingen, J. C. Dahls und den Mühlen- und Baumgruppenbildern Hobbemas.

Größer als diese Landschafter ist der ernste, gewaltige, tiefpoetische Jacob van Ruisdael, der große Vorgänger Caspar David Friedrichs, dessen berühmter „Judenkirchhof“ der Dresdener Galerie Goethe zu seinem Aufsatz „Ruisdael als Poet“ inspirierte. Sie alle sind bereits „Romantiker der Nähe“ und komponierten oft Wasserfälle und ähnliches in ihre Wald- und Talmotive hinein.

Ihre Landschaftsromantik setzte sich später in Deutschland in dem Römer Josef Anton Koch und einigen anderen Romantikern wie Olivier, Reinhold, Heinrich, Horny bis zu Ludwig Richter und Moritz von Schwind und dem österreichischen Großmeister seiner Heimatlandschaft, Waldmüller, fort.

Die Dichtkunst steckte noch vollkommen in der Unnatur der Zopfzeit. Den ersten Anstoß zu ihrer Befreiung vom Schnürleib des Alexandriner gab der schottische Dichter John Thomson mit seinem beschreibenden Naturgedicht „The seasons“. Dann übernahm die deutsche Schweiz die Führung mit dem stellenweise großartigen Epos des Arztes und Botanikers Albrecht von Haller über die „Alpen“ 1729. Es folgte 1740 Johann Jakob Breitingers berühmte Streitschrift „Kritische Dichtkunst“ gegen den ledernen Leipziger Professor Gottsched. Und 1756 folgten die zierlichen rokokohaften Naturidyllen des Schweizers Salomon Gessner. Aber acht Jahre vorher waren bereits die drei ersten, besten Gesänge von Klopstocks „Messias“ erschienen, der in der Schweiz die Ode an den „Zürcher See“ dichtete und dann die reinen Naturoden: „An den Mond“ und „Der Eislau“. Um 1760 übertrug der Schotte Macpherson die angeblich aus dem Altgäischen übersetzten nebelhaften Stimmungsballaden Ossians, die auf Herder und den jungen Goethe (im Werther) tiefsten Eindruck machten.

Den eigentlichen Anstoß zur Abwendung vom Rationalismus aber gab der Genfer Rousseau mit seiner Parole „Rückkehr zur Natur“ und seiner „Nouvelle Héloïse“ (1761).

Er pries der verrotteten französischen Zivilisation ein in eine poetisierte Vorzeit zurückverlegtes „goldenes Zeitalter“ der natürlichen Unschuld und begeisterte durch seine oppositionelle These den Franzosen Bernardin de Saint-Pierre zu seiner noch heute lebendigen Novelle „Paul et Virginie“, während umgekehrt der Engländer Defoe in seinem in alle Kultursprachen übersetzten „Robinson Crusoe“ den Sieg des auf einer einsamen Insel auf sich angewiesenen Menschen über die wilde Natur anschaulich schilderte. Der große scharfsinnige Lessing war als echter Sohn der Aufklärung noch so naturfremd, daß er sich dem ewig grünenden Frühling gegenüber, der Ewald von Kleist zu einem längeren Gedicht anregte, in dem Stoßseufzer Luft machte: „Ach, wenn er doch einmal rot wäre.“

Der eigentliche Vater der deutschen Romantik ist H e r d e r neben Hamann, dem in Zungen redenden Sprachenapostel und Magier des Nordens.

In seiner Einleitung zu seinem Werke „Die romantische Schule“ sagt Rudolf Haym über ihn: „In alles Menschliche, in alle Fähigkeiten der menschlichen Seele, in alle Formen und alle Wandlungen der über die Erde verbreiteten, zeitlich und örtlich bedingten Menschenart, in alle Geistesschöpfungen, in alle Denk-, Empfindungs- und Ausdrucksweisen, in Nationen und Zeiten, in Sitte und Religion, in Sprache und Dichtungen von Völkern und Individuen sich beweglich hineinzuempfinden: das war die einzige Gabe Herders.“ So humanisiert sich seine Kritik und hebt den Vollgehalt dichterischer Werke in die empfänglich rege Seele hinüber. So dehnt sich vor seinem Blick die Geschichte in neue Weiten, und all ihre Erscheinungen ordnen sich in einer nicht bloß „flächen-, sondern körperhaften Perspektive“. Er öffnete dem jungen Goethe den Blick für das deutsche Volkstum und das Volkslied. Er baute den Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung aus. Er nahm Goethes spätere Idee einer „Weltliteratur“ lange vorweg und erschloß dem deutschen Geist die Weite der Welt in seinen „S i m m e n d e r Völker in Liedern“ und begründete endlich die Geschichtsphilosophie in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, die dann namentlich Hegel und später Oswald Spengler weiterführten. — Kurz, er war der geniale Anreger größten Stiles und befruchtete nicht nur den reifenden Goethe, sondern auch die gesamte Romantik bis in die Gebiete der Sprachwissenschaft und Völkerkunde.

Goethes Straßburger und Wetzlarer Zeit steht ganz im Zeichen der Romantik. Er sammelte im Elsaß deutsche Volkslieder, schrieb am ersten Faust, schwärmte für Erwin von Steinbach und das deutsche Mittelalter und war reinster Gefühls- und Naturromantiker in seinem Jugendbekenntnis, dem „Werther“. In alledem schon weit über die Zeitgenossen des deutschen „Sturm und Drangs“ hinaus.

Aber Goethes romantische Epoche nahm in Weimar ein rasches Ende. Er wurde durch Windelmanns Wiedererweckung der Antike zum „Hellenen“ und begründete dann den weimarschen Areopag. Im Bunde mit Schiller, der erst kurz vor Ende des 18. Jahrhunderts aus der Welt „der Götter Griechenlands“ mit seinem „Wallenstein“ wieder deutschen Geschichtsboden betrat.

So war die geistige Situation, als sich im Gegensatz zu der wilden und gewaltsauslösenden Französischen Revolution die literarische der deutschen Romantik anbahnte. Ihr geistiger Bahnbrecher war der unruhige und geistreiche Wedrufer Friedrich Schlegel (1772—1829).

II

Friedrich Schlegel, der jüngere Bruder August Wilhelms, Sohn eines Dichters der Klopstockzeit, Johann Elias Schlegels, war zu der bedeutsamen Rolle, die er innerhalb der Romantik spielen sollte, prädestiniert. In ihm vereinte sich das seinem älteren Bruder ebenfalls gegebene ein- und nachempfindende Vermögen mit einem stark aggressiven und aufklärerischen Geist. Er wollte nicht nur Humanist sein, der sich wie Faust in seinem Studierzimmer vergrub und nach innen bildete, sondern er wollte auch nach außen wirken durch Kritik und Wort wie Lessing. Seiner unendlichen geistigen Regsamkeit, die alles irgendwie Werdende an sich riß, stand eine gewisse epikureische Trägheit entgegen, die ihn an größeren ausgereiften Werken hinderte: Doch war er nicht ein Schönschwätzer und oberflächlicher Weltmensch wie sein Zeit-

genosse, der klügere und scharfsinnige Friedrich von Gentz, sondern ein Mensch, dem es um seine ästhetischen Ideen ernst war. Schon früh kam er zu beträchtlichen Sprachkenntnissen und neigte anfangs stark dem klassizistischen Hellenismus zu, dem sich Goethe in Weimar zuwandte. Aber er wollte nicht nur ein griechischer Epigone sein, sondern, stark von Shakespeare beeinflußt, den ihm sein Bruder nahebrachte, eine Übergipfelung antiken Denkens durch eine persönlichere souveräne Vermischung von Ernst und höherem Witz, der wie Shakespeare neben den tragischen Helden den betrachtenden und reflektierenden „Narren“ stellte, der immer Weisheit des ursprünglichen realen Menschenverstandes ist. Diese Seite vertrat in der Antike nur der geniale Spötter Aristophanes.

Und diese ausgleichende und einschränkende „Ironie“ machte Schlegel zum Angelpunkt seiner literarischen Polemik gegen das geistige Philistertum der schal gewordenen Aufklärung. Er erträumte eine Art Universalpoesie, die goethische Weltinnigkeit und shakespeareische Charakterstärke und Humor verbinden sollte, wozu noch ein geheimer religiöser Zug kam, der ihn im weiteren Verlauf seines Lebens in den romantischen Dämmer des Katholizismus trieb. Eine gewaltige Stärkung dieser Triebkräfte gewann Friedrich Schlegel aus dem Charakterethos der Wissenschaftslehre Fichtes, dem er in Jena als Student näherrat.

Fichte, ein anderer Kopernikus, führte die Philosophie über das descartessche Cogito, ergo sum hinaus radikal auf die schöpferische Kraft des „Ich“ zurück, das aus sich selbst sich und zugleich das „Nicht-Ich“ setzt, um es kraft seines Willens zum „Ich“ zu machen. Damit trat Fichte zwischen die Erkenntnis Kants und die schöpferische Stoffbemeisterung Goethes. Dieses imperatorische Vertrauen Fichtes auf die Allmacht des „Ich“ war nicht nur für Schlegel, sondern für die Frühromantik der archimedische Punkt, von dem aus die Welt aus ihren alten Angeln gehoben werden sollte. Nun galt es, sich zuerst einmal den ganzen alten Ballast der normativen Aufklärung vom Hals zu schaffen, um elementar von den Grundlagen des Volkstums aus eine neue, Himmel und Erde verbindende „Gotik“ des Geistes zu begründen.

Manches davon hatte der junge Goethe schon gegeben, aber sein Griechenglaube hatte ihn dann von seinen Grundlagen entfernt, und somit brauchte dies neue Universalempfinden des Lebensganzen andere Interpreten. Schlegel war zu klug, um sich selbst für einen Dichter stärkeren Grades zu halten. Deshalb hielt er nach einem solchen Umschau. In Jena schon und später in Leipzig trat ihm der junge Friedrich von Hardenberg entgegen, der ganz ausgesprochen „Dichter in dem neuen Sinne“ war. Hardenberg kam von dem frommen Pietismus der Herrnhuter und war wie auch Schlegel eine zugleich sinnliche und religiöse Natur. Aber daneben — und das verband ihn Friedrich besonders — mit einer stark reflektierenden Seite, die in seinen Tagebüchern und Aphorismen ihren oft weite Seelenräume erhellenden Niederschlag fand. Hardenberg lebte in einer Märchenwelt und glaubte mit dem niederländischen Gefühlsphilosophen Hemsterhuis an die Möglichkeit, den Verstand so zu sublimieren, daß das ganze Leben ein traumhaftes Märchen werden könnte. Diesen Dichter, der sich Novalis nannte, spannte der praktische Schlegel in das von ihm seinem Bruder mundgerecht gemachte Zeitschriftenunternehmen des „Athenäum“ ein, das zugleich als Gegengewicht gegen Schillers „Horen“ gedacht war.

Schiller schien ihm zu professoral und didaktisch und sein Idealismus zu lebensfern und abstrakt. Dazu kam — sehr bestimmt — die lebhafte Abneigung August Wilhelms gegen ihn wegen der unschönen Verurteilung des naturgenialen Gottfried August Bürger, dem August in Göttingen Schüler und Freund geworden war und dessen Verteidigung gegen den Anwurf Schillers er geführt hatte. Obgleich Schiller sich später zweifellos der neuen Richtung der

„Romantik“ stark näherte, am meisten in der „Jungfrau von Orléans“, fand er menschlich doch keinen Zugang zu dem auf Goethe und Fichte eingeschworenen Athenäumskreis.

Novalis, in dem Friedrich Schlegel das ihm Verwandte stark anzog, der aber doch ein zu ausgesprochen eigensinniger und ausgeprägter Mensch war, um sich als „Aushängeschild“ und Paradigma für die Athenäumsgilde zu eignen, wurde während der Niederschrift seines „romantischen Wilhelm Meister“, dem „Heinrich von Ofterdingen“ brustkrank und starb 1801.

Inzwischen schaltete sich nun aus dem „Schillerkreis“ der zweite große fröhromantische Dichter ein: der unglückliche Schwabe Friedrich Hölderlin.

Wie Friedrich und August Wilhelm Schlegel in Goethe, so lebte der werdende Hölderlin ganz in Schiller, in dessen Geist und Sprache er seine pathetischen Jugendgedichte schrieb. Er strebte nicht aus dem Griechentum heraus, sondern immer tiefer hinein. Seine ganze Schillerschwärmerie gehörte dem „Don Carlos“, über den er noch 1799 an Schiller schrieb: „Der Don Carlos war lange Zeit eine Zauberwolke, in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, daß ich nicht zu frühe das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab.“ Vortrefflich sagt Rudolf Haym a. O.: „Ein Bürger in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit ist Hyperion so verletzlich in der Freundschaft wie der Infant, so knabhaft heroisch wie Posa. Wie dieser mit Hilfe seines Freundes die Niederlande, so wollen Alabanda und Hyperion Griedenland befreien.“ — „Was für Schiller bei dem Übergang vom Jünglings- zum Mannesalter ein Durchgangspunkt war, dabei ist Hölderlin stehengeblieben.“ Das war sein Verhängnis. Er wurde auch im Leben kein Mann, und Schillers landsmännische Sympathie und Fürsorge, die ihm bei Frau von Kalb eine annehmbare Hauslehrerstelle verschaffte, konnte den versponnenen Schwärmer nicht von seinem Karma retten. Hölderlin fand keinen Anschluß an den Romantikerkreis, er brach seinen Thüringer Aufenthalt aus Minderwertigkeitskomplexen ab, bildete seine Lyrik in seinen späteren Oden mit immer universellerem, Europa und Asien verbindendem Gefühls- und Gedankeninhalt ganz einsam aus und verfiel schon 1803 in geistige Umnachtung.

Inzwischen aber fand Friedrich Schlegel für Novalis einen „brauchbaren“ Ersatz in dem Berliner Seilermeisterssohn Ludwig Tieck, der berlinischen Humor und Ironie der platten Aufklärung seiner Vaterstadt gegenüber mit der romantischen Sehnsucht nach dem „Wunderbaren“ und zugleich „Volksnahen“ verband, ohne „im dunklen Drange des rechten Weges noch sich bewußt zu sein.“

Es mutet auf den ersten Blick seltsam an, daß ausgerechnet aus dem aufgeklärten und der märkischen Sandbüchse entsprechend prosaisch trockenen Berlin der „Retter in der Not“ kommen sollte. Aber es ist ein uraltes Gesetz des Gegensatzes, das Hegel in seiner Dialektik des Trilogus klarlegte, daß sich alle Geschichte in Gegensätzen bewegt, und gerade Ludwig Tieck hatte sich als phantasievoller und innerlich musikalischer Knabe aus der grundprosaischen Helle seines Berliner Milieus in die Lektüre der anbrechenden Sturm- und Drangperiode geflüchtet. Er schrieb berlinisch fröhreif schon allerlei dramatische Versuche aus einer spukhaften Sphäre und auf der Universität als Student den „William Lovell“.

Er war dann — bei der Anpassungsfähigkeit seines Talents kein Wunder, wie auch bei seiner spielerischen Charakterlosigkeit, nur um gedruckt und gelesen zu werden — erst in den literarischen Dienst seines schriftstellernden Lehrers Rambach und dann in den Friedrich Nicolais getreten, des alt gewordenen Freundes und Mitstreiters Lessings, und verbrannte nun eine Zeitlang, was er vorher angebetet hatte. Daß dieses unnatürliche Absinken in die platteste Prosa auf die Dauer nicht anhalten konnte, war vorauszusehen und bei der „volkstümlichen“

Bearbeitung deutscher Märchen regte sich bald unter dem Einfluß des witzigen Bernhardi seine satirische Ader. Eben gegen die noch betriebene Grundverständigkeit entwickelte sich in dem schauspielerisch begabten Tieck an Hand des von ihm wegen seiner burlesken Einschläge besonders geliebten „Sommernachtstraums“ Shakespeares die Idee kecker Märchenkomödien mit satirischen Seitenhieben auf die Aufklärung, und es entstand, was notgedrungen zum Bruch mit Vater und Sohn Nicolai führen mußte: „Der gestiefelte Kater“, die Komödie „Die verkehrte Welt“ und das Lustspiel „Prinz Zerbino“, eine neue Art phantastischen Theaters, das sich später in den einheitlicheren Volksstücken Ferdinand Raimunds fortsetzte. Gleichzeitig auch in der Novelle von der „Schönen Magelone“ und anderswo pflegte Tieck eine innerlich substanzlose, aber ungemein musikalische Lyrik, die nur aus Stimmung und reinem Gefühl bestand.

Die romantische Seite in Tieck fand starken Widerhall in seinem Schul- und Herzensfreund Wilhelm Heinrich Wackenroder, einem ungemein zartbesaiteten, tiefmusikalischen und kunstbegeisterten Jüngling, der an dem Zwiespalt seines innersten Wollens und Wesens mit dem starren Doktrinarismus seines Vaters, der ihn durchaus zum Juristen machen wollte, als Fünfundzwanzigjähriger scheiterte. Wackenroder, nur Nachempfnder, aber von feinster Art, hatte auf kürzeren Reisen, außer Italien, den deutschen Süden kennengelernt und war tief von der Herrlichkeit des wie lebendiges Mittelalter wirkenden Nürnberg und namentlich den Werken Albrecht Dürers begeistert. Er empfand die einseitige Hinwendung Goethes und auch Schillers zur Antike als eine ästhetische Abirrung und schrieb zu Ehren des deutschen Mittelalters die „Betrachtungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, die Tieck, da Wackenroders Vater nichts davon wissen durfte, anonym mit mehreren eigenen Beiträgen herausgab, wie dann auch die von Wackenroder hinterlassenen „Phantasien über Kunst“.

Dieser menschlich für Tieck so wohltuende Einfluß eines hochgemuteten romantischen Idealisten setzte sich nach des Freundes Tod in Tiecks zweitem Roman „Wanderungen Franz Sternbalds“ als einem Seitenstück zu Goethes „Wilhelm Meister“ fort, und damit traf sich Tiecks innere Entwicklung mit Novalis, dessen Freundschaft er damals gewann und der gerade im „Ofterdingen“ auf der Suche nach der „blauen Blume“ war.

Schon Tiecks „Straußfedergeschichten“ waren dem aufmerksamen Rezessenten der „Allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung“, A. W. Schlegel, nicht entgangen. Sein Bruder Friedrich hatte im „Lovell“ das Edte von dem Gemachten kritisch gesondert und hielt dem gewonnenen neuen Mitkämpfer für die neue Kunst mit seinem Lobe nicht zurück. „Der Sternbald“ schrieb er, „vereinigt den Ernst und Schwung des ‚Lovell‘ mit der künstlerischen Religiosität des Klosterbruders und mit allem, was in den poetischen Arabesken, die er aus alten Märchen gebildet, im ganzen das Schönste ist: nämlich die phantastische Fülle und Leichtigkeit, den Sinn für Ironie und besonders die absichtliche Verschiedenheit und Einheit des Kolorits. Auch hier ist alles klar und transparent, und der romantische Geist scheint angenehm über sich selbst zu phantasieren.“

Nun hatte die neue Bewegung einen stark doktrinären Philosophen (Fichte), einen unermüdlichen Propagator im jüngeren, einen richtungweisenden Shakespeare-Verdeutscher im älteren Schlegel, in Hardenberg einen magischen und in Tieck einen ironischen und erzählenden Dichter. Und nun erhielt sie noch in dem jungen evangelischen Theologen Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768—1834), dem Sohn eines Feldpredigers, der in der Herrnhuter Brüdergemeinde in Niesky erzogen und dann auf dem Seminar in Barby vorgebildet war, einen Mittler zur Religion. Schleiermacher hatte sich mutig in Halle nicht nur in die Theologie, sondern auch in die zeitgenössische Philosophie und die Auseinandersetzungen Wolffs und seiner Schule mit

Kant gestürzt und glücklich eine Glaubenskrise überwunden. Sein starkes ethisches Gefühl hatte ihm das „Ding an sich“ Kants bestätigt und die Einsamkeit in dem ländlichen Drossen manche seiner Zweifel geklärt. 1796 kam er als Prediger an die Berliner Charité und wurde hier in Berlin mit Friedrich Schlegel bekannt, der nach Mitstreitern für sein Athenäum suchte.

Eine Skizze über die „Immoralität der Moral“ dieses scharfsinnigen dialektisch reichen Predigers gewann Schlegel, und er meldete seinem Bruder den neuen Fund mit der treffenden Charakteristik: „Schleiermacher ist ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er für mich in eine höhere Klasse. — Er ist nur drei Jahre älter als ich, aber im moralischen Verstande übertrifft er mich unendlich weit. Ich hoffe noch viel von ihm zu lernen. Sein ganzes Wesen ist moralisch, und eigentlich überwiegt unter allen ausgezeichneten Menschen, die ich kenne, bei ihm am meisten das Moralische alles andere.“ Er ließ nicht locker, bis ihm Schleiermacher versprach, etwas zu schreiben, und Schleiermacher fühlte „den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, der Schlegel unaufhörlich zufließt“ und schrieb während einer Hofpredigerstellvertretung in Potsdam, von Schlegel gedrängt und gespornt, seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, „Ein grundlegendes und epochemachendes Werk deutscher Wissenschaft und mehr noch deutscher Bildung“ (R. Haym a. O.).

„Daß ich rede“, sagt er gleich in der „Apologie“ mit lutherischem Ernst, „ist die innere unwiderstehliche Notwendigkeit meiner Natur, es ist ein göttlicher Beruf, es ist das, was meine Stelle im Universum bestimmt und mich zu dem Wesen macht, welches ich bin.“ Er schuf die notwendige Verbindung des romantischen Gefühlsdenkens durch „das Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit“ mit der Religion.

Nun fehlte nur noch ein letztes gewichtiges Bindeglied für die neue Weltanschauung, und zwar das von der spekulativen Philosophie mit der von den Romantikern namentlich dichterisch so stark unterstrichenen Natur, worin sie mit Goethe ganz konform gingen. Hier hatte der abstrakte Idealismus Fichtes gänzlich versagt, die Natur war für ihn nur das „Nicht-Ich“, und sie evolutionär in den großen Entwicklungsgang des Geistes einzugliedern, dafür fehlte ihm auf diesem Gebiete Wissen und Verstehen. Aber auch hierfür sorgte die Vorsehung, indem in dem Zentrum der Frühromantiker, Jena, das philosophische Mirakel, der blutjunge Schwabe Friedrich Wilhelm Schelling 1797 eine von Fichte befürwortete Professur erhielt, in dem Jahre, in dem des Dreiundzwanzigjährigen „Ideen zur Philosophie der Natur“ erschienen.

Schellings Jugend bedingte, daß bei ihm noch alles im Werden war: Nach dem lateinischen Worte „docendo discimus“. Daraus resultierte das Unfertige seiner Arbeiten und die ständige rückweise Weiterspinnung seines Denkens. Auf die fragmentarischen „Ideen“ folgte 1798 die Schrift von der „Weltseele“. Darauf 1799 der „Erste Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“ und 1800 als Abschluß dieser Periode die „Allgemeine Deduktion des dynamischen Prozesses oder Kategorien der Physik“.

Rudolf Haym schließt seine stark kritische Darlegung der einzelnen Stadien dieser naturphilosophischen ersten Periode Schellings mit dem Resümee (a. O.): „... in der Tat stellt sich die Schellingsche Naturphilosophie als ein wesentliches Glied in der Kette jener geistigen Bewegung dar, die wir mit dem Namen der Romantik belegen und die sich immer und überall, wie verschieden auch sonst, aus der Begegnung des neuen poetischen mit dem neuen philosophischen, des Goetheschen mit dem Fichteschen Geiste erzeugte. In den meisten (bisher beschriebenen) Erscheinungen war das Moment der Innerlichkeit und des Subjektivismus das Moment, das in der Wissenschaftslehre seinen klassischen, gedankenmäßigen Ausdruck bekommen

hatte, das überwiegende. Anders verhält es sich mit der Schellingschen spekulativen Physik. Unter all jenen, gemäß den Bedingungen der ganzen Epoche subjektivistisch angelegten und gebildeten Menschen, neben den Schlegel, Novalis, Tieck und Schleiermacher war Schelling der am wenigsten Subjektivistische.“ August Wilhelm Schlegel zog ihn enger in den Romantikerkreis. Aber der Erfolg war anders als er hoffte. Denn Schelling schwärmte bald für Karoline Schlegels liebliche Tochter Emma Böhmer, und übertrug, als sie jung starb, diese Neigung auf ihre kluge Mutter, und eines Tages klärte diese August Wilhelm darüber auf, daß sie sich von ihm trennen und Schelling heiraten wolle, was dann auch geschah und mit dazu beitrug, den schon durch Fichtes Abgang nach Berlin geschwächten Jenaer Kreis zu zersprengen.

Da führte das Geschick einen jungen Norweger, Henrik Steffens, einen werdenden Naturforscher, nach Deutschland. Auf Grund eines dänischen Reisestipendiums war er auch zu Goethe gekommen, und von ihm nach Jena gewiesen, wo er gerade der Antrittsvorlesung Schellings beiwohnte, nachdem er schon in Halle mit Schleiermacher vertraut geworden war.

Schellings starke und selbstbewußte Männlichkeit wirkte auf den gemütvollen und Anlehnung suchenden Steffens wie Schiller einst auf Hölderlin. „Es war“, schrieb er ihm, „als hätten Sie für mich geschrieben, durchaus für mich. Wie belebte sich die Hoffnung, meine verlorene Jugend wieder zu erleben! Wie klar war mir alles, wie hell, wie einleuchtend! Es war natürlich, daß ich Ihre Philosophie mit einer stürmischen Unruhe ergriff, daß ich das verworrene Gewebe, das mich an die Welt fesselte, nicht auf einmal zerreißen konnte. Aber allmählich ordnete sich das meiste. Was mir am Anfang Hoffnung war, wurde mir Überzeugung ...“

In Freiberg, wo er bei dem berühmten Neptunisten Werner Geognosie studierte, entstanden seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“. In deutscher Sprache verdolmetschte er nun Schellings Naturphilosophie in einer eindeutigeren Form, die durch seine Begeisterung auch die Gemüter der Romantiker traf. An der Hand von Schellings „Erstem Entwurf“ nennt Steffens die Reproduktionskraft das Agens der Pflanzenwelt, sagt ferner, daß die Irritabilität die Kraft sei, die den Animalisationsprozeß in Gang setzt und die Sensibilität die individualisierten Intelligenzen ins Leben rufe. Der Gipfel dieses Emporweges ist die „freie Persönlichkeit“. Das bedeutete Annäherung der Natur an die Geschichte, Annäherung von Physik und Ethik und Annäherung der Wissenschaft überhaupt an die Religion.

Aber damit auch an die so stark von den Naturgeheimnissen bewegte romantische Poesie. Und da war vor allem die Ahnungsdämonie Tiecks. Diese großartige Steigerung der Natur gab seiner Märchendichtung neue Flügel. Jetzt versteht er den geheimnisvollen Einklang von Naturdämonie mit den menschlichen Leidenschaften besser als je. Allerdings in einem dunklen Sinne. So in seinem „der getreue Eckart und der Tannhäuser“ und auf Grund persönlicher Stimmungsberichte von Steffens aus der einsamen Gebirgswelt seiner nordischen Heimat in dem düsteren „Runenberg“.

Stärker als Friedrich Schlegel reagierte August Wilhelm auf diese „Philophysik“, die die Wissenschaft gleichsam mit poetischen Strömungen lud, und August Wilhelm schloß diese Reihe durch seine Werbeaktion bei dem frommen Schleiermacher. —

Damit ist der Ring der Frühromantik geschlossen. Und sie steht nun als einheitlich beseelte Grundanschauung sowohl der abgelebten prosaischen Aufklärung als auch dem Griechenkult der Klassiker gegenüber.

Kehren wir auf den geschichtlichen Boden zurück, so ist ihre Entwicklung für die nächsten Jahrzehnte gesichert worden durch die damalige politische Lage nach dem Baseler Frieden (1795).

Er gab Nord- und Mitteldeutschland durch die „Demarkationslinie“ eine zehnjährige Pause des Friedens bis zur Schlacht bei eben dem Jena, das die Hochburg der Romantiker war, und, als Hegel eben seine „Phänomenologie des Geistes“ (1806) vollendet hatte und er Napoleon auf seinem Schimmel auf dem Markte reiten sah, glaubte er in ihm den Vollender der Französischen Revolution zu erblicken, ohne zu ahnen, daß die junge deutsche Romantik schon den Grund zu Napoleons Sturz und der Befreiung Deutschlands und Europas von seinem Joch gelegt hatte.

III

Diese wichtigste und letzte fundamentale geistige Bewegung vollzog sich unter den Augen Goethes und nicht nur von ihm geduldet als etwas, was er nicht ändern konnte, sondern im Grunde auch in vielem anerkannt. Lebten doch in ihr auch manche starke Tendenzen seines früheren und späteren Lebens. Ihr liebevolles Verhältnis zur deutschen Vergangenheit, das in sich die Weckung eines künftigen Nationalgefühls trug, war ihm aus seiner Straßburger Zeit vertraut. Auch er wollte damals die ganze Buntheit des Jahrhunderts der Bauernkriege im Reich und in deutschen Gauen wieder beleben. Auch er hatte, was die beiden wesensgleichen Heidelberger Freunde, der ernste Arnim und der schillernde Clemens Brentano mit des „Knaben Wunderhorn“ taten, deutsche Volkslieder im Sinne Herders zu sammeln gesucht. Auch er stieß durch die dünne Decke des aufgeklärten Rationalismus in die Tiefen der Natur, wenn auch nicht so ausschließlich in ihre Nachtseiten, aber dieses von Märchen und Sagen bevölkerte Gebiet war ihm nicht fremd: Erlkönig, Totentanz, Schatzgräber und Zauberlehrling beweisen es. Ja selbst die Romantik des katholischen Ritus, der so manche schwächeren Romantiker zu dem alten Bekenntnis lockte, übte auf den großen Heiden ihre Macht. Von Gretchens Szene im Dom über den Brockenspuk der deutschen Walpurgisnacht führt Faustens Weg zum Schluß in den christ-katholischen Himmel.

Aber andererseits lag dem alten Goethe nichts näher als eine „Weltliteratur“ in deutscher Zunge, nachdem er sich der Antike zugewandt hatte. Und in bezug auf die Weltliteratur waren die Romantiker seine Kinder. Was Herder und Wieland angebahnt, das führten dann August Wilhelm Schlegel durch seine klassische Verdeutschung Shakespeares, Gries durch seine Calderon- und Tassoverdeutschung, Tieck durch die Übertragung des Cervantes, Schleiermacher durch seinen Platon neben anderen aus. Und der Pfadfinder Friedrich Schlegel schrieb 1808 bereits „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ und ihm folgte dann neben Goethe das romantische Sprachgenie Rückert, der indische, arabische und persische Poesie in Fülle erschloß. Wenn auch Goethe die Kant-Fichtesche Philosophie ferner lag, so wurde doch darauf hingewiesen, daß er der Schellings manches abgewann und Wahlverwandtes fand. Denn so wie er der Idee der „Urpflanze“ nachsann und einer letzten Einheitlichkeit alles Organischen im Funke des Zwischenkieferknorpels nachforschte, so sah auch der ideenreiche Schelling in Natur und Geist nur zwei Seiten einer Sache und ergänzte seine Naturphilosophie durch ein „System des transzendentalen Idealismus“ und faßte beide Seiten in der „Identitätslehre“ zusammen; den gleichen Rhythmus von Satz, Gegensatz und Zusammenfassung beider übernahm Hegel für seinen logischen Dombau, der als Ganzes ein imposanter Abschluß der großen Zeit von 1770—1830 heute nur noch in Teilen lebendig fortwirkt.

All das bewirkte, daß Goethe auch noch Herrscher dieser Epoche blieb, wenngleich er natürlich in mancher Beziehung nicht mit der Bewegung mitging.

Denn sie war jünger und hatte andere Ziele.

Goethe war alle Politik verhaftet: „Pfui, ein politisch Lied, ein garstig Lied.“ Die Romantiker aber waren nicht allein Naturschwärmer und „Mondscheinritter“, wie sie der witzige Struwwelpeterdichter Hoffmann-Donner in seinen antihegelschen „Mondzüglern“ persifizierte, sondern auch bewußt Deutsche.

Und die napoleonischen Zwangsjahre stellten sie auf die Probe. Da zeigte sich, daß nicht nur viele ihren Mann standen, sondern in vorderster Reihe kämpften: Nicht nur soldatisch, wie Körner und Schenkendorf, sondern mit geistigen Waffen. In erster Linie der sprachgewaltige Fichte, der über einer Periode religiöser Vertiefung zum Seher geworden, die unvergesslichen „Reden an die Deutsche Nation“ hielt, eindringlich wie ein neuer, nur glücklicherer und fruchtbarerer Demosthenes. Und neben ihm stand der einstige wilde Jakobiner Joseph Görres mit seinen Aufsätzen im „Rheinischen Merkur“. Und neben ihm der unglückliche Heinrich von Kleist.

Die romantische Malerei wollte nichts von Goethes Griechenkanon wissen, mit dem er jüngere Maler „klassisch“ zu bilden suchte. Friedrichs monumentale Landschaftsbilder, die Carus, sein weiträumig denkender Dresdener Freund, „Erdlebebilder“ nannte, wiesen den Menschen die Schönheit deutscher Lande, und Runge Tageszeitensymbolik führte vollends ins romantische Land.

Nach den Freiheitskriegen war „deutsch“ und „religiös“ für die junge Generation identisch, und so kam die kurze Epoche der „Nazarener“ in Rom, die in blassen Farben, ohne viel Empfindung für Licht und Schatten biblische Motive in einer blutlosen Imitation Raffaels malten. Aber die Romantik war stärker als ihre Künstlerdoktrinen eines Rumohr oder Carus.

Die ganze Märchenwelt der Romantik, deren letzte und schönste Verdichtung Fouqués „Undine“ war (1811), lebte noch einmal in den Illustrationen Moritz von Schwinds und seinen Wartburgfriesen von den „Sieben Raben“ und in Richters Landschaften. Aber noch weit mehr als in der gleich noch zu betrachtenden ferneren Poesie leistete die deutsche Romantik in der Musik: Kein Wunder, war sie doch aus dem Lied geboren.

Musikalisch war Goethe noch ganz „Ancien régime“. Er liebte seinen braven Zelter und Reichardt. Der Titan Beethoven war ihm innerlich fremd. Und deshalb wirkt es doppelt rührend und ergreifend, wie die bizarre originelle Bettina Brentano, die ihm in ihren „Gesprächen Goethes mit einem Kinde“ ein nie veraltendes romantisches Denkmal setzte, den ihm allein ebenbürtigen Genius Beethovens nahezubringen nicht müde wird.

Beethoven war gewiß nicht reiner Romantiker wie Carl Maria von Weber, aber er war es in hohem Grade. Und er stand an Gefühlsinnigkeit und religiösem Enthusiasmus ihnen im Grunde näher. Aber dann Weber und der niemals alternde Franz Schubert, ein reines Volksgenie aus dem sangesfrohen Wien, und an ihn knüpft der urromantische Schöpfer der „Kreisleriana“ und des „Carneval“, Robert Schumann, der Sänger der romantischen Dichtung, an und leitet weiter zu Brahms und Hugo Wolf.

Natürlich blieb die Romantik nicht auf Deutschland beschränkt, sondern beeinflußte auch die gesamte Umwelt.

In England war der Hauptvertreter der Romantik der ruhelos von Land zu Land wandernde Dichterlord Byron, an den sich Shelley und Keats anschlossen. Und diese englische Romantik lebte am Jahrhundertende noch einmal in den Präraffaeliten, dem dunklen Browning und Swinburne auf. In Frankreich kam um 1830 lärmend eine romantische Schule in Anlehnung an Deutschland und England hoch. Ihr Haupt war Victor Hugo und ihre stärksten Lyriker sind

Musset und Béranger. In Italien hießen die Romantiker Monti, Manzoni und Foscolo. In Russland Alexander Puschkin und Ljermontoff, in Amerika Longfellow und Edgar Allan Poe, in Dänemark Ohlenschläger und der große Märchendichter Andersen, in Schweden Gejer und Tegnér.

Von dem grenzenlosen Idealismus der Fichteschen „Wissenschaftslehre“ war die ganze Bewegung ausgegangen, aus dem „Ich“, das sich das „Nicht-Ich“ setzte, um es seinem organisierten Schöpferwillen zu unterwerfen, und, wenn auch die Romantik von der Dichtung ausging, so wollte sie doch mehr als nur Dichtung, sie wollte, vor allem Novalis, das ganze Dasein poetisieren und „verunendlichen“. Diesen didaktischen Zug hat sie von der Aufklärung übernommen. So war es kein Wunder, daß das romantische Denken auf die zeitgenössische Wissenschaft Einfluß gewann. Zunächst durch Herder und A. W. Schlegel auf die Philologie und dann weit mehr durch den poetischen Schelling als den starren Ethiker Fichte auf die Philosophie. Dies letztere natürlich noch ganz spekulativ. Aber durch diesen Übergang von der „Gliederkrankheit“ der „Schelling-Hegelschen Philosophie“ auf den festen Boden der Wirklichkeit und aus kühnen, aber geistspielerischen Anfängen wurde dann vor allem in der Naturanschauung aus „Naturphilosophie“ die exakte Naturwissenschaft, die an ihrer Spitze den Namen Alexander von Humboldts trägt und durch Charles Darwin fortgesetzt für Menschenalter die Geisteswissenschaften mehr und mehr zurückdrängte.

Den Übergang von der spekulativen Naturphilosophie zur exakten Wissenschaft bildete Hans Christian Oersted, der dänische Entdecker des Elektromagnetismus (1777—1851).

Wieweit die romantische Philosophie Schellings reichte, ist an Arthur Schopenhauer, dem meistgelesenen deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts, ersichtlich. Schopenhauer, der geschworene Feind der Hegelschen Philosophie, behandelt in seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (1818) von allen Nachkantianern nur Schelling mit Achtung. Er ist der krasseste Dualist von Natur und Geist, Welch letzterer bei ihm nur die Rolle eines Kontrollapparates des vernunftlosen Triebwillens spielt. Der Urwille ist nichts als ein ewiger Kampf ums Dasein (Darwin) und aus einer verheerenden Allmacht entsprang Schopenhauers Pessimismus, der von den sechziger Jahren bis nahe an die Jahrhundertwende die europäische Zeitkrankheit wurde. Echt romantisch sind ihm die größten nachgoethischen Poeten Lord Byron und der düstere Italiener Leopardi. Sein Schüler Eduard von Hartmann griff auf Gotthilf Heinrich Schuberts Dämmerreich zurück in seinem Erstlingswerk, der „Philosophie des Unbewußten“.

Die Hinwendung der Romantik zum Volkstum und Volkslied wurde besonders fruchtbar für die Wiederbelebung des Märchens, das neben Goethe Novalis, Tieck, Brentano, Arndt, Fouqué, Hauff und Hoffmann pflegten.

Wenige Jahre nach Arnim und Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“ traten 1812 die beiden hessischen Brüder Jacob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859) mit ihrer ersten Sammlung der unsterblichen „Kinder- und Hausmärchen“ hervor, die auch den Dänen Andersen bei seinen Märchen beeinflußten.

Jacob Grimm wurde der Schöpfer und Altmeister der Deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft in seiner epochenadenden „Deutschen Grammatik“ (4 Bde. 1819—1837), den „Deutschen Rechtsaltertümern“ und der „Deutschen Mythologie“. Er begründete das deutsche Wörterbuch. Neben Grimm ist ferner Uhland (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, acht Bände) zu nennen und Franz Bopp (1791—1867), der Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft. Neben J. Grimm schuf in Anlehnung an die Schlegelschen und Griesschen

Übertragungen aus italienischer und spanischer Dichtung der Bonner Professor Friedrich Diez, auch ein Hesse (1794—1876), in seiner „Grammatik der romanischen Sprachen“ (1836) die romanische Philologie und hat sich namentlich um die Verdeutschung der Minstreldichtung verdient gemacht.

Friedrich Schlegel schrieb, wie erwähnt, seine Schrift „Über die Sprache und Weisheit der Indianer“ und wurde damit Initiator der Orientalistik, die Hammer-Purgstall u. a. ausbauten. Der sprachmächtige Franke Friedrich Rückert (1788—1866) verdeutschte große Schätze der indischen, persischen und arabischen Poesie; gleichzeitig Georg F. Daumer den „Hafis“, ihnen folgten später namentlich Adolf Graf Schack und Viktor von Strauß und der reimgewandte Friedrich Bodenstedt mit seinem selbstgemachten „Mirza-Schaffy“.

*

Wenn man bedenkt, welche nationalen Kräfte durch die Romantik entbunden wurden und was Heinrich von Kleist und Fichte für den Aufschwung der Freiheitskriege bedeuteten, so ist damit schon der romantische Einfluß auf die Geschichtswissenschaft dargetan. Einer der stärksten Rufer im Streit war der Rügener Ernst Moritz Arndt, der treue Helfer des Freiherrn vom Stein, der mit die besten und gesungensten Vaterlandslieder dichtete und mit seinem „Geist der Zeit“ als politischer Mahner neben Fichte steht. Carl Friedrich vom Stein (1757—1831) war aber nicht nur preußischer Staatsmann und die Seele des Widerstandes gegen Napoleon, sondern auch Geschichtsfreund und begründete 1819 im Bunde mit Pertz die bedeutsamen „Monumenta Germaniae historica“, eine dauernd werthafte Quellenkunde zur deutschen Geschichte, die später Waitz bis zu seinem Tode (1886) leitete. Romantischer Geist lebt in der römischen Geschichte von Bartel Georg Niebuhr (1776—1831), der jedoch bereits die historisch-kritische Methode anwandte und der Vorläufer von Leopold Ranke (1795—1886) und Theodor Mommsen (1817—1903) wurde. Ausgesprochen romantischer Historiker war Friedrich von Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen“ (1824) und bedingt Wilhelm Giesebricht (1814—1889) in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ (6 Bände 1855—1895). Auf politischem Gebiet erntete der später wie so viele Romantiker katholisch tätige Joseph Görres im „Rheinischen Merkur“ Lorbeer, und auf staatswissenschaftlichem und nationalökonomischem Gebiet schuf Adam Heinrich Müller (1779—1829), der Dresdener Freund Kleists und späterer Wiener Renegat, geistvolle, die geistigen Werte in die Volkswirtschaft einbeziehende Werke wie seine „Elemente der Staatskunst“ (1809) und die „Versuche einer neuen Theorie des Geldes“ (1816).

Auf ästhetischem Gebiet war vor allem Schelling selbst wirksam. Für ihn ist „Die Kunst das wahre Organon und Dokument der Philosophie, sie öffnet ihr das Allerheiligste, ist ihr das Höchste, die Offenbarung aller Geheimnisse“ (R. Falkenberg a. O.). Der eigentliche romantische Ästhetiker ist der jung verstorbene Berliner Professor Karl Wilhelm Solger (1780 bis 1819) in seinem „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst“ (1815), der das Schöne das Produkt der Phantasie nennt und den Schlegelschen Begriff der „romantischen Ironie“ als notwendigen Bestandteil einer Trauer über die Vergänglichkeit des Endlichen in die Ästhetik einführte. Moritz Carrière in München und später Fr. Th. Vischer (1807—1887) in Stuttgart fußten mehr auf Hegel. Man hat die Romantik hierzulande viel zu eng gesehen:

Als „literarische Bewegung“ oder „Schule“ und ihr die stets wiederholten Vorwürfe gemacht: Sie sei zu gestaltlos und bodenunstündig, ins Grenzenlose zerfließend, habe viel

„geahnt“ und demgegenüber zu wenig Substanz besessen, und sei deshalb schon bald „zerfallen“. Natürlich ist an diesem Urteil nicht alles falsch, aber zuviel. Daß aus ihr kein Goethe oder Dante erwuchs, ist klar, und gewiß hat sie nicht nur oft in Kunst und Wissen Fragmente und Halbes hervorgebracht, sondern auch in den Schöpfern.

Aber nicht nur, daß die größten Leistungen in Musik und Malerei Deutschlands im 19. Jahrhundert romantischen Ursprungs sind, daß sich neben einem Beethoven, Schubert, Wagner, einem Caspar D. Friedrich und Böcklin kaum noch ähnlich Gleichwertiges aufweisen läßt, auch die deutsche romantische Dichtung war bedeutend genug. Nur darf man nicht die Butzenscheibenpoesie des „Trompeters von Säckingen“ und Julius Wolffs „Lurlei“ oder aus der mittleren Romantik Ernst Schulzes „Bezauberte Rose“ als Kronzeugen anführen.

Wie reich noch immer im 19. Jahrhundert das Wunderhorn der romantischen Lyrik klang, das bezeugt die volksliedhafte Schlichtheit Uhlands, die fast goethische verhaltene Innerlichkeit Mörikes, ebenso wie Eichendorffs Wald- und Mondnachtzauber und Lenau tief naturverbewobener Weltschmerz. Und in der erzählenden Prosa schenkte uns die Romantik einen überquellenden Gefühls- und mit Humor getränkten Gedankenreichtum in den Werken des Urbiedermeiers Jean Paul, den Stefan George die reichste deutsche Potenz nannte, und dann in Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, dem quecksilbernen dämonisch-irrlächernden Phantasiemenschen, der als einziger eine „Berliner Spukatmosphäre“ zu schaffen vermochte, ein literarisches Phänomen, nicht nur für Deutschland, sondern auch für Frankreich, in dem Hoffmann als Klassiker gilt. Den Übergang von der Romantik zum Realismus bildete Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“.

Auch im Drama, das an sich keine romantische Urform ist, hat sich die Romantik bewährt in dem helldunklen Lebenswerk des unglücklichen Heinrich von Kleist, dem Schöpfer des „Prinzen von Homburg“ und der unsterblichen „Penthesilea“, in Franz Grillparzers formenschönen Griechendramen und dem orientalisch-phantastischen „Der Traum ein Leben“; in Ferdinand Raimunds romantischem Märchendrama und schließlich noch in des wildgenialen Detmolders Christian Dietrich Grabbes „Don Juan und Faust“, „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ und seinen „Hohenstaufen“.

Dies Buch will den bisherigen engen Rahmen zahlreicher, meist nur lyrischer Anthologien sprengen und ihn wesentlich erweitern: Es bietet zum erstenmal den geistigen Querschnitt durch die ganze Epoche. Einsetzend mit Wackenroders erster Hinwendung zur deutschen Kunst der Vergangenheit führt es von der ideenreichen und vorbereitenden Frühromantik über den Heidelberger Kreis in die breit hinströmende Spätromantik der dreißiger und vierziger Jahre und endet mit dem Umschlag in Pessimismus und Realismus in Schopenhauer.

Daß die Romantik schließlich in ein katholisches Fahrwasser geriet, war die Folge der politischen Entwicklung nach dem Wiener Frieden in der traurigen Ära Metternich. Aber die nicht zu leugnende Tatsache, daß zahlreiche Romantiker zum Schluß konvertierten oder im Schatten des Kreuzes Frieden suchten, darf nicht dahin führen, die ganze Bewegung nur von diesem Punkt aus zu bewerten. Sie hat Unendliches geleistet und vom Mutterboden des eigenen Volkstums aus einen Dombau des Geistes geschaffen, der Vergangenheit und Zukunft umwölbt. Religion, Kunst und Wissenschaft verdanken ihr Unendliches und, wie sich auch die Zukunft gestalten mag, ein Kern Romantik wird in allem Deutschen und in allem Geistigen immer lebendig sein! —

PAUL FRIEDRICH